

(Nachdruck verboten.)

18] Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Der Vater behandelte Flori ja strenger, als der Mutter lieb war. Die einfachste Freude seiner Altersgenossen war ihm versagt.

Einmal aufmerksam, entdeckte sie die Ursache leicht, sowie den geheimen Verkehr. Dies übte eine doppelte, sich widersprechende Wirkung auf sie.

Einerseits konnte sie sich als Weib, wenn auch sinnlich und geistig derb geartet, dem berückenden Reiz dieser keuschen, kindlich genügsamen Liebe nicht entziehen, andererseits empfand sie einen heftigen Widerwillen gegen dieses Verhältnis ihres Sohnes zu der Tochter des Mannes, zu dem sie selbst einmal in ähnlicher Beziehung gestanden.

Dagegen aufzutreten, schien ihr aber gefährlich, zumal Lorenz, wenn sie eine Anspielung darauf machte, nicht im geringsten darauf einging, ja zuweilen Bemerkungen machte, die sie verblüfften, die eine gewisse Sympathie für das Mädchen verrieten. So schwieg sie, fest entschlossen, mit äußerster Energie vorzugehen, sobald das Verhältnis aus seinem völlig unschuldigen Rahmen heraustreten sollte.

Flori dagegen sah die Mutter nur noch in der düsteren Beleuchtung, welche Lenz ihr damals gab auf der Farnalm, und zu welcher die Beobachtung in jener Unglücksnacht, wo er sie in den Armen des Lehners gesehen, auffallend stimmte.

Wie auf ein dunkles Rätsel blickte er auf die stille, gelassene Frau. Die Ruhe war ihm jetzt gerade verdächtig. Bald erfasste ihn Mitleid, indem er an seine eigenen Schmerzen gedachte, dann wieder Grauen. Wenn sie wirklich so schlecht dachte? Die Gens war jetzt kein krankes, sondern ein totes Weib.

„Dein Vater — no, Dein Vater —“

Er dachte immer wieder der unheimlichen Pause, die Lenz da machte, seines lauernenden Blickes. Sein harmloses Gemüt wehrte sich gegen die verschwommenen, schreckhaften Bilder, die ihn oft quälten.

Bosheiten des Lenz, weiter nichts!

Er hatte ja überhaupt noch gar nicht erprobt, wie sich die Mutter verhalten würde, wenn er mit seiner Absicht auf Resl ernstlich heransrückte.

Vorerst war er ja noch gar kein Mannsbild — gerade der Lenz selber hat ihn damals im Turm auf den Gedanken gebracht, und 's Resl denkt wohl heut no net dran.

Muß denn alleweil glei g'heirat' sein? Dieser Frage an sich selbst, die er wiederholt stellte, folgten dann immer gar lustige Träumereien, über die er selbst lachen mußte.

Die Resl seine Bäuerin! In der Kuchl, im Stall, in einem kleinen Wagen mit an kohlschwarz'n Rappen davor, auf der Alm — überall und allezeit das Resl! Ja, lustiger sollt's schon werden auf dem Achenbacherhof, als jetzt is! Dann arbeitete er wieder wochenlang emsig, schlug sich das „g'spassige Zeug“ völlig aus dem Kopf und fühlte sich so leicht und frei auf der Brust, als hätte ihn nie etwas gedrückt.

In einer Nacht sprengte unter dem Ansturm des Föhn der See seine Fesseln. Das war ein Dröhnen und Brüllen, daß Flori aus dem Bette sprang und das Fenster aufriß.

Feucht flimmerten die Sterne zwischen dem Gemölk, in den schwarzen Wäldern rauschte und brauste es. Die Dachtraufe ging geschwätzig, ringsum rieselte und gurgelte es durch die lauwarme Nacht, im Stalle brüllte unablässig das Vieh. Und Flori war es plötzlich, als müsse er hinüberrufen, die frohe Kunde in das schlummernde Nachbarhaus. Das Frühjahr is einzogen im Berg! Wacht's auf! freut's Euch! Jubelt's mit der ganzen Schöpfung und laßt's all den schiach'n Kram fahren, der gar net paßt in die schöne Welt! Und Du, Du liab's, guat's, arm's Resl, wiß' Dir Deina Neugerl fein aus, damit's ja nix versamt! Bia d' Staren wieder einziehen in ihr alt's Haus und d' Schwab'n in ihr alt's Nest auf der Lenna, und wie s' umanand schnäbeln und zwitschern und d' Käfer brumma und d' Fisch springa, wie der ganz Hausa Liab und Freud auf einmal wied'r lebendi wird.

Flori blickte lang hinauf zu den Sternen, das Wasser trat ihm die Augen. Und grad für uns zwei sollt's das net geb'n, sollt's ewiger Winter sein?

Das Brausen und Rauschen schwoll immer mehr an. Aus den Bergen tönte der dumpfe Fall der Lawinen.

Da hilst kei Widerstand, wenn d' Zeit da is, nacha bricht's durch, 's neue Leb'n. Er hätte laut aufjubeln mögen in die Nacht hinaus, so löste sich in ihm selbst plötzlich die Eiskrinde, an der es immer nur schüchtern gepocht, und bunte, farbenprächtige Blüten schossen üppig hervor.

Wie der Himmel dem Resl, so erschloß ihm die Natur das Geheimnis seiner Seele — die Liebe.

Die Farnalm mußte frisch ausgerichtet werden, der Schneedruck hatte ihr arg zugesetzt. Das war Flori stets die liebste Arbeit im Frühjahr.

Kaum blickte der erste braune Fleck zwischen dem von der Sonne zerfressenen Schnee von der Almfläche herab, begab er sich mit einem Knecht auf den Weg. Es handelte sich um einen Aufenthalt von mindestens zwei Wochen. Schindelholz mußte erst hergerichtet werden, die Zäune waren in einem erbärmlichen Zustand, und überhuden thut man nix bei der Almarbeit.

Er gab sich alle erdenkliche Mühe, wendete alle Listen an, Resl vorerst zu sprechen. Ueber was, wußte er selbst nicht. Aber alle Versuche mißglückten, obwohl auch das Mädel sichtlich dieselben unterstüßte — immer trat was dazwischen. Er brachte es nicht weiter als zu der längst durch schweigendes Uebereinkommen festgesetzten Anzeige seiner Abwesenheit, welche in dem Heraushängen einer der Zeitdauer angemessenen Reihe von Maiskolben auf einer für gewöhnlich leeren Trockenstange, dicht unter dem Fenster seiner Kammer, bestand. Auf die vierzehn Maiskolben, welche unbedingt Resl nicht entgangen waren, brannte abends an ihrem Fenster eine Viertelstunde lang eine Kerze. Keine gewöhnliche, sondern eine goldene, mit roten Blumen bemalte, wie man sie bei Laufen, an Fronleichnam und anderen Kirchenfesten zu tragen pflegt. Das war ein ganz neues, Flori völlig unverständliches Zeichen. Galt es ihm, oder war es ein frommer Brauch? Ein Gelübde vielleicht, er kannte ja ihren gläubigen Sinn.

Er ließ das kleine, spitze Flämmchen nicht aus dem Auge, welches das Fenstereck grell beleuchtete, bis ein rundes, rosiges Kinn in dem Lichtschein erschien, zwei Finger — schnipp! erlosch es und ließ ihn in jeder Weise im Dunkeln.

Den andren Morgen ging er mit dem Knecht auf die Alm.

Die Farnalm hatte sich eben von ihrer Schneelast befreit. In das warme Braun des Vorfrühlings mischte sich bereits da und dort auf besonders begünstigten Fleckchen ein feiner grüner Hauch, und im Schutz der Hütte, auf dem düngergeschwängerten Boden, wagten sich sogar Schlüsselblumen hervor und Anemonen, während ringsum die Schneiden und Grate noch in winterlichem Weiß bligten.

Zwei Tage hatte man mit dem Säubern und Instandsetzen des Innenraumes zu thun. Bipp, der Knecht, war ein wortfarger Mensch. Flori hatte Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, insbesondere was brennende Kerzen am Fenster junger Mädchen wohl zu bedeuten haben.

Bipp verstand seine vorsichtigen Äußerungen nicht. Für ihn zündete man die Kerzen eben an, wenn es finster wurde, oder zu Häupten eines Toten, um die bösen Geister abzuhalten, und in den Kirchen zur Ehre Gottes.

Den dritten Tag nach der Mittagszeit wurde zum Schindelholzmachen aufgebrochen. Die passenden Bäume, möglichst rein gewachsene astfreie Fichten, waren schon im Herbst gefällt worden.

Der Weg dahin war ziemlich beschwerlich. Das weite Schneefeld unter dem Bogelspitz war zu begeben und der Schnee weich und haltlos.

„Da schau her,“ rief er Flori zu, „a ganz a frische G'spur!“

„Bird halt der Girsch sein aus 'n Wolfsgrab'n, den's schon aufatreibt,“ meinte dieser.

„Ehnder a Schmalstüid.“ Bipp lachte. „Schau selb'r.“ Flori eilte auf die Fährte zu, welche die weiße Fläche kreuzte und zwischen zwei steilen Wänden verschwand.

„Ja, das is ja a Frauenzimmer!“ Er kniete nieder und beugte sich dicht über die Fährte.

Es war der Abdruck eines kleinen Fußes, und deutlich erkannte man daneben im Schnee das Streifen des Kleides. Flori berührte ihn mit dem Finger, er konnte nicht älter sein wie eine Stunde, im zierlichen Stöckel stakten die Nägel in Herzform.

Flori schlug das Herz. „Wo kann denn die nacha hin sei?“ fragte er scheinbar gleichgültig Ripp, ohne sein Gesicht zu erheben.

„Wo wird sie sein? Glaub'n soll ma's halt net bei der Zeit, in d' Ferleskunt halt.“

„In d' Kapell'n von der Maria Hilf?“ fragte Flori.

„Was denn? Siehst's übra blit'n?“ Ripp wies auf die Richtung, in welcher die Fährte sich hinter der Wand verlor. Ein kleiner Punkt funkelte im Sonnenschein: das Kreuz auf der Marienkapelle. Mitten in den schroffen Wänden der Ferleskunt, eines abgelegenen Felskessels, hatte frommes Gelöbniß in Lawinengefahr sie vor Jahrzehnten erbaut, und Marias Gnade waltete sichtlich darüber. Das Kreuz bildete förmlich den Brennpunkt des grellen, von dem Schneefeld rings umher zurückgestrahlten Lichtes.

Flori blickte sprachlos auf das auf und ab zuckende goldene Sternchen mitten im Blau des Himmels.

„Weißt ma a Kerz'n in der Ferleskunt?“ fragte er dann.

„Woll! Woll!“ erwiderte Ripp, weiterstampfend.

Flori folgte nur zögernd, der Atem ging ihm aus. „Wird do net g'fährli sein in der Ferleskunt?“ begann er nach ein paar Schritten.

„Mittala! Ganz mittala, bei der Zeit!“ meinte Ripp.

„Da werd i do nachgehn — wenn dem Mäd'el grad was fehl'n tät.“ Flori blieb stehen.

„A was, die hat an scharf'n Tritt, — a Zunge, wird halt um an Mann bet'n.“

Ripp stampfte erbarmungslos weiter. Bald war der Arbeitsplatz erreicht. Die beiden setzten sich zum Verschnaufen. Ripp kaute an einer Speckschwarte.

„Glaubst des auch, daß i no nia in der Ferleskunt war?“

begann Flori von neuem.

„Woll! Woll!“ knurrte Ripp.

„Wenn i halt do?“ Flori warf einen bittenden Blick auf den Knecht.

„Wenn D' meinst! Is ja eh Floritag heut.“

„Floritag heut? Weißt des g'wiß, Ripp?“ Flori war aufgesprungen und zerrte den verdunkelten Knecht an seiner Zoppe.

„Der achtzehnte April! Da is do mein Lebtag der Floritag.“

„Ja, der is! der is! Floritag! So was! Und i weiß gar nix davon. No, das tät mein Heilig'n anders verdriak'n, Schindl mach'n an sein Tag. Ripp, i kann Dir net helf'n, aber i geh' in die Ferleskunt!“ Gelle Freude strahlte aus dem Antlitz Floris. „Der heilige Florian wird mi schon führ'n.“

Der Knecht sah ihn sonderbar an, ein feines Lächeln glitt über die wetterharten Züge.

„I mein', Du brauchst gar net Dein' Heiligen, 's langt die G'spur schon von der fromen G'sellin, so Klein' a is.“

Flori eilte davon. Das war kein Wallfahrtschritt, den er anschlug. Was do so a Fuap'el für a schöne Form hat! Er scheute sich ordentlich, die zierliche Spur zu vertreten, und ging vorsichtig daneben. Wie die seine sich garstig dagegen ausnahm!

Das blinkende Kreuz war jetzt hinter der Wand verschwunden. Die Spur führte bald steil aufwärts, bald an abschüssigem Gehänge vorbei, wo jeder falsche Tritt unbedingter Tod war. Bald war sie tief eingegraben, daß man die Spur der Hand sah, die sich aufstützte, bald lief sie wie ein Gaud über die gefrorene Decke, welche unter dem schweren Tritt Floris einbrach.

Die starren Flesswände der Ferleskunt schlossen ihn plötzlich ein. Eine abgeschiedene, erstorbene Welt, in die der Winter flieht, vom Frühling vertrieben, und mitten hindurch, im Zickzack hinauf zwischen den Schroffen, das einzige Zeichen des Lebens, Necks Fußspur. Ein schneeweißes, flimmerndes Wand, an dessen Ende der goldene Stern zu leuchten schien, das Kreuz der Marienkapelle auf weit vorspringender Steinplatte.

Flori versagte schon der Atem, wiederholt mußte er Halt machen, während vor ihm die Spur so leicht und gleichmäßig sich hinaufzog.

Mit einemmal, als er um eine Felsede bog, lag die Kapelle dicht vor ihm, nur ein schmaler, dicht verschneiter Graben trennte ihn noch von der Steinplatte, auf der sie lag,

weit in das Land hinausblickend. Ein kleiner, ovaler Bau, kräftig gefügt, sich trotzig nach unten spreizend gegen Sturm und Wetter. Die altersgrauen Schindeln, mit welchen er völlig bedeckt war, glitzerten wie feiner Sammet im Sonnenbrand der Höhe.

Die Thür stand offen, doch im Blendlicht des Schnees war das Innere in Dunkel gehüllt, welches eine sanfte Note gleichsam belebte.

Flori sah nichts von dem gewaltigen Gipselmeer rings umher, das in dem blauen Aether seine zerrissenen bligenden Wogen so rollen schien, er sah nur das Heiligtum, aus dem es wie Morgenröte drang inmitten des Todes. Er zog den Hut vom Haupt und ließ sich in die Knie nieder. „Heiliger Florian und Du, gebenedeite Jungfrau, bitt' für mich!“ Dann plötzlich, vom irdischen Drängen ergriffen, stürmte er hinunter in den Graben, wie ein flüchtiges Bild auf der andren Seite hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Herzliche Grüße.

Von Stefan Großmann (Wien).

In den Junitagen fing es an und dauerte so fort bis anfangs August, daß immer wieder ein regelmäßiger Besucher des Café Europa sich zur großen Kredenz begab, in der die Kassiererin saß, und ihr mit selbstgefällig-gemüthlichem Lächeln sagte:

„Also, Fräulein Louisi, heute sehen Sie mich für sechs Wochen zum letztenmal. Nichten Sie sich ein paar Thränen her, morgen fahr' ich fort.“

Das Fräulein Louisi hatte alle „ihre“ Gäste gern. So wie ein Herr das dritte Mal hintereinander ins Café Europa kam, bekam er beim Weggehen nicht nur einen Guten Tag- oder Gute-Nacht-Gruß mit auf den Weg, sondern auch ein sanftes Lächeln auf den Lippen des Fräulein Louisi, ein herziges Neigen ihres Kopfes und einen aufmerksamen Blick aus ihren großen braunen Augen, der dauerte, bis die Glashür des Cafés geschlossen war. Das waren im Tag gewiß mehr als dreihundert sanfte Kopfnicken und aufmerksame Blicke, und dafür verdiente sie es schon, daß die Gäste sie durchwegs nur „Fräulein Louisi“ nannten.

Die dreihundert sanften Grüße wurden belohnt. Jeden Tag beugten sich ca. zwanzig sehr fein gekleidete Herren — das Café Europa war ein sehr nobles Café, in dem nur Professoren, Privatiers, Offiziere, Ministerialbeamte, Geldverleiher und dergleichen vornehme Welt verkehrten — über die Budel, hinderten Fräulein Louisi am Aufschreiben, Einschenken der Liqueure und Austeilen der Zuderportionen, um dafür die bedeutungsvolle Frage zu stellen: „Na, wie geht's Ihnen denn heute?“ Fräulein Louisi antwortete immer sehr lieb, mit einem sozusagen in Worte übersehten sanften Neigen des Kopfes. Das hieß: „O danke, sehr gut.“

Kamen im Winter, etwa nach dem Konzert, Damen in rauschenden und blendenden Theater Toiletten mit ihren Begleitern nachts ins Café, so zogen sie bald ihre Lognonns hervor, um die Blasse Kassiererin mit dem schönen kastanienbraunen Haar zu beglücken, vor der sich alle Augenblicke ein Herr über die Budel der Kredenz hinlummelte, um eine sehr wichtige Frage an sie zu richten und sie im Aufschreiben und im Verteilen der Zuderportionen zu stören. Es lag viel Börsartigkeit in diesem Begucken seitens der Damen, sie schienen dem sanften Fräulein Louisi nicht einmal die Frage: „Na, wie geht's Ihnen denn heute?“ zu gönnen.

Seit sechs Monaten kam nun Fräulein Louisi jeden Mittag um 12 Uhr ins Café herunter (die Wohnung war im vierten Stock desselben Hauses) immer in einer lichten, frischen Bluse mit breitem Matrosenträger, der über ihren zarten Schultern andeutend lag, das reiche kastanienbraune Haar zur Krone aufgesteckt. Wenn man sie da mittags genau ansah, wie es etwa nachmittags der Mediziner Korde oder der Ministerialsekretär Druder oder der Lieutenant Hollitscher thaten, so merkte man, wie ihr Gesichtchen infolge dieser ewigen grünlichgelben Gaslichtatmosphäre den rosigen Teint immer mehr verlor. Aber nachmittags war es, wenn diese Gäste kamen, schon wieder so heiß und dämpf im Café, daß Fräulein Louisis Wangen wieder ein Bissel rot wurden, wenn es auch kein ganz gesundes Rot war.

Ende Juni hörten die Belagerungen der Budel vor der großen Kredenz, in der die kleine Kassiererin saß, allmählich auf. Die Herren sagten mit selbstgefälligem Lächeln: „Also, nichten Sie sich ein paar Thränen her, ich gehe auf Ferien!“, und Fräulein Louisi ersuchte ihre Freunde nur, indem sie mit ihren großen Augen noch viel inniger bat, wie mit ihrer sanften Stimme: „Bitte, schicken Sie mir Ansichtskarten!“

So lag das Café an den Sommertagen recht leer und still da. Die Zeitungen, sonst unauffindbar, an hundert Tischen verstreut, lagen alle vernachlässigt auf einem riesigen Haufen; die Steller standen stundenlang vor den Spiegeln und studierten, ob sie gut rasiert waren, oder wie sie aussehen, wenn sie gähnen oder ein Auge schließen. Die Kassiererin aber saß bei Tag ganz in die Ecke der

großen Krebeng gedrückt und las Romane. Abends, wenn die Hitze allzu unerträglich war, nahm sie einen Sessel, stellte ihn auf die Gasse hinaus und blieb hier bis 2 Uhr nachts sitzen, um wenigstens die frische Luft der Gasse einzusatmen.

Der Mediziner Korde, der Ministerialsekretär Druder, der Lieutenant Hollitscher und alle andren Lieblingsgäste waren schon weg. Aber sie meldeten sich. Jedesmal mittags, wenn Fräulein Louisi ins Lokal kam, lag schon eine oder die andre Ansichtskarte da.

Der Mediziner Korde sandte die „herzlichsten Grüße“ aus Gastein. Das war eine wunderbare Ansichtskarte. Zwischen Felsstein und Gerölle stürzt wild schäumend, in toller Aufregung, der Wildbach Gastein zischend und quirlend herunter. Der Wasserfall beruhigt sich, der wilde Bach wird sanfter, ein schmaler Holzsteig — „wie leicht man da ausruht“ kann“, sagte Fräulein Louisi zum Marqueur Franz — führt über das besänftigte Wasser. Von drüben aber winkt in reiner Weiße, von greller Sonne beleuchtet, ein großes dreistöckiges Hotel herüber, dem man es von außen ansieht, daß seine Treppen mit Teppichen belegt sind. . . . Mit ihren großen, noch viel größer werdenden Augen sah sich Fräulein Louisi diese Ansichtskarte an. Erst als der Bahmarqueur Franz sagte: „Fräul'n, gestern nachts hab'n S' Jhna g'irrt bei der Abrechnung,“ da erwichte sie.

Ministerialsekretär Druder sendet „dem herzigen Fräulein Louiserl die herzlichsten Grüße aus Traunkirchen“. Auf dieser Karte war der Gmundener See abgebildet. In Ruhe lag der See da, von schwachen Briesen leicht gerippt, silbern glänzend. Vor dem See standen die schattigen, breiten, über und über belaubten alten Bäume der Gmundener Promenade. Von drüben her, vom rechten Ufer des Sees, gliederten die lichten Häuser und roten Dächer von Traunkirchen herüber. Auf dem ruhigen See ruberten zwei Boote. . . . Diese Karte kam am Abend. Wie Fräulein Louisi nachts sich den Sessel vor die große Glasstür stellte, sah sie sich die Gmundener Karte nochmals an. Unwillkürlich mußte sie sich vorstellen, wie es wäre, wenn sie heute Nacht bei diesem schön ausgesternten Himmel in den Gmundener See hinausrudern könnte. . . .

„Fräulein Louisi,“ sagte in diesem Moment der Marqueur Franz, eine Ansichtskarte ist noch da, sie ist heruntergefallen, d'rum haben Sie s' übersehen.“ Er reichte sie hin.

Fräulein Louisi nahm die dritte Karte, wollte „Danke“ sagen, merkte aber sofort, daß ihr etwas förmlich in der Kehle steckte, daß, wenn sie ein Wort sagte, ihr ein Schluchzen in die Kehle komme. So nahm sie schweigend die Karte. Aus „Ettarel in Slavonien“ war sie datiert, und was man auf der Ansichtskarte sah, das war ein endloser, dichter Eichenwald, der sich über eine Hügelkette hingog. So dicht schien hier das Laub der Eichenkrone, daß man spürte, wie kühl und schattig und lautlos es unter diesem Blätterdache war. Schwarz und finster startete einem der Waldesansatz entgegen, undurchdringlich und lichtlos. . . . Drinnen im Café rief jetzt jemand heraus: „Fräulein Louisi, wissen Sie vielleicht, wo der zweite Teil Lehmann ist?“ Aber das sonst so pünktlich antwortende kleine Fräulein gab diesmal keine Antwort! Von drinnen wurde nicht mehr angefragt, der Lehmann war offenbar gefunden worden. Eine halbe Stunde lang saß sie unbeweglich, mit geschlossenen Augen da. Eine Thräne rutschte ihr langsam über die Augenvimpern und fiel gerade auf das schön geschwungene „S“ der „Herzlichen Grüße“ des Lieutenant Hollitscher. —

(Nachdruck verboten.)

Wetterleuchten im Hochgebirge.

Der frühere Leiter der Geologischen Landesuntersuchung in England, Prof. Archibald Geikie, der sich augenblicklich in Mürren aufhält, hat dort in Verner Oberland eine merkwürdige Naturerscheinung beobachtet und in einer Aufschrift an die Londoner „Nature“ beschrieben. Es handelte sich eigentlich um ein Wetterleuchten in der Umgebung der Hochgebirgsgipfel, aber in der Art eines Schauspiel, das jeden Augenzeugen überraschen mußte. Während der zweiten Augustwoche waren mehrere Gewitter im nördlichen Oberland niedergegangen, und es war mehrfach heftiger Regen und Hagel gefallen, so auch am Tage vor jener Beobachtung. Der Himmel hatte sich ganz rasch aufgeläutert und war am Abend und in der Nacht wolkenlos, so daß sich jede Spitze und jeder Kamm scharf gegen den klaren Hintergrund abzeichnete. Auch der nächste Tag war schön und über Ertrorden warm. Am späten Nachmittage begannen sich Regen von weißem Nebel um den Gipfel der Jungfrau zu sammeln, und dünne Wolkenstreifen bildeten sich in den höheren Luftschichten über dem großen Berggründen, der sich vom Silberhorn bis zum Dreihorn ausdehnt. Etwa um 8 Uhr abends bemerkte Geikie über sich ein schwaches zuckendes Licht, zuweilen verstärkt durch ein Aufleuchten von größerem Glanz und verschiedener Farbe. Diese Erscheinungen nahmen rasch an Bedeutung zu, blieben aber auf die gegenüberliegende Bergkette beschränkt. Allerdings bekundeten andre Zeugen, daß sich ein ähnliches Leuchten, unabhängig von jenem, in der Umgebung des Schilthorn gezeigt hätte. Nicht ein einziger Donner war hörbar. Ueber den Gipfeln der Bergkette entwickelte sich eine lange Wolkenbank, so daß die bis dahin glänzend sichtbar gewesenen Sterne über dem Kamm verschwanden.

Bei genauer Betrachtung des Schauspiel war es leicht, zwei Arten von Entladungen zu unterscheiden. Die eine nahm die Gestalt eines schwachglänzenden, rötlichen oder rosigen Lichtes an, das mit einer zitternden Bewegung scheinbar von links nach rechts in wagerechter Richtung dahinschoß, als ob es von einem Punkt hinter der Jungfrau ausginge. Diese Streifen erinnerten so vollkommen an die eines Nordlichtes, daß man, wenn nichts weiter zu sehen gewesen wäre, auf den Einfall hätte kommen können, daß ein Nordlicht einen Ausflug in so südlüche Gegenden gemacht hätte. Die Lichtbänder waren so zart, daß, wenn sie über den klaren Himmel zuckten, die Sterne durch sie hindurch deutlich sichtbar blieben. Zuweilen fladerten sie am äußersten Rande der Wolke auf, erleuchteten deren Ränder und zogen dann noch in das unbewölkte Blau hinein. Zu andren Malen erschienen sie auf der zunächst gelegenen Seite der Wolke und zeigten den dunklen Umriß der Berge in deutlicher Zeichnung auf dem erleuchteten Hintergrund. Die Lichtstreifen folgten schnell genug aufeinander, daß man sie als dauernd bezeichnete konnte, indem ein schwaches, rosiges Leuchten fortgesetzt sichtbar zu bleiben schien, obgleich es durch rasches Erzittern der wagerechten Lichtstreifen in Bewegung erhalten wurde. Die helleren Entladungen waren nicht nur glänzender, sondern auch von kürzerer Dauer. Sie besaßen eine blasser bläulichweiße Farbe und kamen und gingen mit der Schnelligkeit gewöhnlicher Blitze. Aber auch sie waren offenbar an die Berge gebunden und nicht Widerspiegelungen einer Reihe entfernter Blitze. Zuweilen traten sie auf der andren Seite des großen Berggründen auf und ließen so den zerfetzten Kamm vor der beleuchteten Wolkenfläche erkennen, während alle diesseitigen Hänge und Spitzen im Schatten blieben.

In andren Fällen aber zeigten sie sich diesseits der Berge und erleuchteten besonders die Schneefelder und Gletscher nebst den düsteren Felsipitzen in ihrer Umgebung. Niemals wurde etwas ähnlich der Gabelung von Blitzen an ihnen wahrgenommen. In einem Fall schien ein horizontales Band lebhaften Lichtes von 2 bis 3 Kilometer Länge vom Abhang an der Basis der Silberhornspitze auswärts zu schießen, als ob es vom Grund heraussprang, unten scharf umrissen und glänzend, dann allmählich nach oben hin am Lichtstärke abnehmend und schließlich auf halber Höhe zum Kamm verschwindend. Die sonderbarste Erscheinung der helleren weißen Entladungen war es, wenn eins der großen Schneefelder oder ein Teil eines Gletschers für eine oder gar zwei Minuten fortgesetzt in einem schwachen bläulichweißen Licht erstrahlte. Nach einiger Zeit glühte derselbe oder ein andrer Teil des vorliegenden Gebirges in ähnlicher Weise auf. Der erste Eindruck war, daß diese Strahlung nur der Widerschein von einem erleuchteten Teil der Wolke sein konnte, aber der Beobachter vermochte sich keine Rechenschaft über das Vorhandensein von dauernd erhellen Teilen der Wolke zu geben. Ueberdies blieb das Leuchten über dem Schnee und dem Eis örtlich beschränkt und vereinzelt, als ob der Lichtstreifen eines Scheinwerfers auf einen bestimmten Teil der Berggehänge gerichtet worden wäre und nach einiger Zeit auf eine andre. Bei der Betrachtung eines dieser Lichtfleden nahm Geikie einen hellen Lichtpunkt am oberen Ende eines der Firnsfelder auf den Gehängen des Mittagshorns wahr, der rasch verschwand, aber bald wieder erschien und dann mit eben solcher Schnelligkeit wieder verloren ging. Zunächst dachte der Beobachter, daß dieser Lichtpunkt ein Stern wäre, der für kurze Zeit durch Wolkenstreifen hervorgetreten, obgleich sein Stand sich etwas unterhalb des Bergkammes zu befinden schien. Nach einer halben Stunde jedoch erschien ein ähnliches helles Licht an derselben Stelle, aber mehr zerstreut als das erste und von etwas länglich ausgezogener Gestalt. Ob es in der That ein Stern war, der durch einen in Bewegung befindlichen Nebelschleier hindurchschien, oder eine Art von Elmsfeuer, konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden. Andre Augenzeugen sagten aus, daß zu gleicher Zeit in der Umgebung des Schilthorn ähnliche Erscheinungen aufgetreten waren; dafür war für diese Beobachter die Jungfrau Spitze dunkel geblieben. Der Abstand der beiden Mittelpunkte dieser elektrischen Vorgänge muß 8—10 Kilometer betragen haben.

Das ganze Schauspiel lieferte einen vollständigen Beweis für die Fiktionlichkeit der früher herrschenden Ansicht, daß das Wetterleuchten nur die Widerspiegelung entfernter gewöhnlicher Blitze darstellt und für die Wahrheit der neueren Ansichten über die Natur dieser Erscheinungen. Außerdem erwähnt Geikie noch, daß mit der Zunahme des Wetterleuchtens die vorher ganz ruhige Luft durch eine starke Bries erfrischt wurde, die von Südwest her das Thal hinabwehte, aber nach dem Verschwinden der Lichterscheinungen gleichfalls aufhörte. Die Wolke über den Bergen begann die Gestalt einer unregelmäßigen dunklen Kumuluswolke anzunehmen, und der Himmel bezog sich dann allgemein. Von der Frühe des nächsten Morgens an fiel anhaltender Regen. — Dr. T.

Kleines feuilleton.

— Ein Langobardenfriedhof in Italien. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben: Unweit der Stadt Ascoli am Tronto, der alten Hauptstadt der Picenter, erhebt sich am rechten Ufer des Bergbaches Castellano ein steiler Araberinselsen, der nur im Süden durch eine schmale Felsenrampe zugänglich ist. Er beherrscht durch seine Lage die wichtige Verbindung der Apennin-Pässe mit der Küste des

Adriatischen Meeres und trägt heutzutage die kümmerlichen Häuschen des Bergdorfes Castel Trofino. Nur wenige Mauerreste zeugten bisher von antiken Ansiedlungen. Neuerdings hat die italienische Regierung dort in mehrjährigen Ausgrabungen einen vollständigen alten Kirchhof mit nicht weniger als 269 Gräbern offen legen lassen. Aus den Gräbern aber sind die früheren Herren der Burg Trofino heraufgestiegen und reden zu uns von einer längst verschwundenen Zeit. Die Gräber sind alle nach Osten gerichtet, kein Stein oder Zeichen spricht auf der Erdoberfläche von den Toten, desto reicher aber sind die Gaben, die man in die Grabkammer legte und aus denen man jetzt die Person des Bestatteten erraten muß. Ohne Unterschied ruhen dort in den Felsengräbern Reiche und Arme, Freie und Unfreie neben einander. Der Gebrauch von hölzernen Särgen ist nicht allgemein. Es finden sich zwar in einem Grabe sechs Eisen zur Verstärkung und Verzierung der Sargdecken, auch Stücke von Holzbretern sind mitunter erhalten, aber sie können auch von dem Feuer herrühren, das am Rande des Grabes angezündet wurde, wenn die feierliche, nächtliche Beisetzung begann. Alle Toten sind in die Gewänder gefüllt, die sie im Leben trugen, und umgeben von den Gegenständen, die ihnen auf der Erde lieb und vertraut waren. So liegt in allen Gräbern von Kriegeren neben dem Kopfe ein Kamm aus Horn oder Eisenbein und ein runder Schild mit eisernem Büdel, an der rechten Seite ein Schwert mit langer, gerader Klinge, das in einer Scheide aus Fell steckt. In der Höhe der rechten Schulter lehnt die germanische Lanze, an der linken Seite liegt ein Dolchmesser, oft in kostbarer Hülle, reich mit Gold besetzter Scheide, oder ein Bogen und Pfeile in einem Köcher mit schön beziertem Behälter. Auch die kunstvoll verzierte Schnalle des Leibgürtels fehlt oft nie, und an dem Metallbeschlag aus Bronze, Silber oder Gold, wie er an Gürtel und Schwertscheide war, erkennt man den militärischen Rang des Kriegers. Allerlei kleine Goldplättchen finden sich noch auf der Brust, die oft in Kreuzesform auf das Wams genäht waren. Ein einziger vornehmer Krieger hat einen schweren Schuppenpanzer mit in das Grab genommen, dessen Eisenplättchen durch Eisendraht miteinander verbunden sind. Ausgezeichnet vor den gewöhnlichen Kriegeren sind die Ritter. Sie müssen auch nach dem Tode für ihr treues Roß sorgen, das ihnen oft in den Tod folgte, darum fehlt in ihren Gräbern nie ein breiter, schöner Futternapf aus Bronze mit zwei beweglichen Henkeln und durchbrochenen Füßen, ebenso ein paar große Scheren für die Pferde. Oft wurde ihnen auch Gebiß, Sattel und Pferdegeschirre mitgegeben, was alles in zahlreichen Resten gefunden ist. Ganz anders ist naturgemäß der Totenschild in den zahlreichen Gräbern von Frauen und Kindern. Dort sind vorherrschend goldene Haarnadeln mit halbrundem Kranz, der von einer Scheibe aus Filigranarbeit und einer Perle als Mittelpunkt gekrönt wird, goldene Ohrgehänge in den verschiedensten Formen, goldene Spangen und Ringe, unter denen ein wohlhaltener Fehring mit den Namen Gerontius und Regina. Daneben fehlen nicht reiche Halsketten, deren Glieder aus Glas und Goldblech bestehen, gleichzeitige Kreuze aus Gold, welche auf die Kleider genäht waren, silberne Spangen und Armringe. Außer dem Schmuck gab man den Frauen mit in das Grab Gefäße aus Terracotta, Teller, Becher aus Glas, ebenso Toilettengegenstände, wie Kämmen, silberne Ohrlöffel u. a. Selbst vereinzelte Spinnrocken sind gefunden worden.

Welchem Volk aber gehörten diese Toten an? Aus den Waffen und dem Schmuck folgt mit Sicherheit, daß es keine Römer waren, sondern in Italien eingedrungene Barbaren. Die Zeit ihrer Verdrängung bestimmen einigermaßen die zahlreichen Goldstücke byzantinischer Kaiser, die in den Gräbern gefunden wurden. Sie umfassen die Zeit vom Kaiser Anastasius (491—518) bis zu Mauritius Tiberius (582 bis 602). Nun wurde das Gotenreich in Italien schon 553 zerstört. Nach ihnen aber kamen die Langobarden, deren Herzog Faroald von Spoleto in der That im Jahre 578 Ascoli erobert hat. Sie werden also auf die starke Burg Trofino eine Besatzung gelegt haben, der alsbald nach deutschem Brauch auch die Frauen und Kinder sich angeschlossen, und der Friedhof dieser Burg ist nun aufgedeckt. Die kostbarsten Fundstücke aber, die bereits in den Monumenti antichi in glänzender Weise veröffentlicht sind, kann man jetzt in Rom im Thermen-Museum bewundern, dessen obere Säle ein reiches Bild von der ältesten Kultur der Germanen geben. —

Aus dem Tierleben.

— Die Ei-Abgabe des Hummers. In Frankreich haben die Herren Fabre, Domergue und Vieirig über die Art und Weise, wie der weibliche Hummer das Ausschlüpfen seiner Eier sicherstellt, neuerdings interessante Beobachtungen gemacht. Das Tier trägt bekanntlich seine Eier in Gestalt einer Masse von roten Körnern unter seinem Hinterleibe mit sich herum. In Anbetracht dieser besonderen Einrichtung im Fortpflanzungsgeschäfte würde man wohl kaum anzunehmen geneigt sein, daß das Muttertier dazu noch in ganz eigentümlicher Weise einschreitet, wie die eingangs erwähnten Biologen wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Sind nämlich die Eier zur Reife gelangt, so bewegt sich der weibliche Hummer einige Zeit erregt und besorgt am Grunde des Wassers mit horizontalem, völlig ausgestrecktem Hinterleibe, um darauf unter rapidem Hin- und Herschwingen der Hinterleibsanhängel eine Wolke von jungen Larven nach allen Richtungen auszuenden. Es ist als gewiß anzunehmen, daß diese

brüskten Bewegungen des Tieres nichts anderes bezwecken, als ein Zerreißen der Eihüllen, wodurch die jungen Tiere die Freiheit erlangen. Dabei verdient noch bemerkt zu werden, daß die so geschilderte Eiabgabe etwa 20 Sekunden in Anspruch nimmt, sich stets gegen 7—8 Uhr abends vollzieht, an mehreren aufeinander folgenden Tagen sich wiederholt und so lange fortgesetzt wird, als Larven zum Ausschlüpfen bereit sind. — („Nertius.“)

Technisches.

— Die erste Gasanstalt des Kontinents. Die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ verzeichnet in einem Aufsatz von C. Matscho-Köln: „Franz Dimmendahl, ein hundert-jähriges Dampfmaschinen-Jubiläum“, die bemerkenswerte Tatsache, daß Dimmendahl schon im Jahre 1818 seine für damalige Verhältnisse ansehnliche Fabrik bei Essen, in der mehr als 60 Arbeiter beschäftigt waren und aus der außer Dampfmaschinen allerhand andre für den Grubenbetrieb erforderlichen Maschinen hervorgingen, mit Gas beleuchtete. Ein Freund Dimmendahls, der Apotheker Flashhoff in Essen, hatte Versuche mit Steinkohlengas gemacht und seinen Bekannten wohl ab und zu in seinem Laboratorium das merkwürdige Licht gezeigt. Dimmendahl erkannte die praktische Verwendbarkeit und beschloß, in seiner Fabrik eine Gasanlage einzurichten, bei der er das Zucken und Flimmern der Flamme, wie es sich bei Flashhoff gezeigt hatte, durch Einschalten eines Gasbehälters vermind. Die Zeitschrift „Hermann“ vom 27. März 1818 teilt darüber folgendes mit: Aus 18 Pfund guter, fetter Steinkohle gewinnt Herr Dimmendahl so viel Gas und sammelt dasselbe in dazu eingerichteten Behältern (Gasometern), daß davon 16 bis 17 Lichter mehrere (vier bis fünf) Stunden unterhalten werden können. Herr Dimmendahl ist im stande, diesen Apparat ebenso gut wie ein Engländer dem Lokal und den Bedürfnissen gemäß einzurichten. Dimmendahl gebührt somit das Verdienst, im Verein mit dem Apotheker Flashhoff auf dem Kontinent die erste Anlage, in der Steinkohlengas für praktische Beleuchtungszwecke zur Anwendung kam, ausgeführt zu haben.“ Hierzu erhielt die obgenannte Zeitschrift von Fr. Pießlich, Mannheim, eine Berichtigung, nach der die erste Gasflamme auf dem Kontinent im Winter 1811 in Freiberg in Sachsen wochenlang vor dem Hause des Professors Wilhelm August Lampadius in der Fischergasse gebrannt hat, und die erste regelrecht betriebene Gasanstalt wurde von demselben Gelehrten bereits 1816 für das Amalgamierwerk der Igl. Haldbrücker Hütte errichtet und noch in diesem Jahre in Betrieb gesetzt. —

Humoristisches.

— Renommage. Parvenu: „Ich sag' Ihnen, auf die ganze Höhe meines Reichthums darf ich mich gar nicht befehlen, sonst wird mir schwindlig.“ —

— Die gewissenhafte Schwiegermutter. „Aber um Gottes willen, Frau Meyer, stürzen Sie sich doch nicht auch in die Gletscherpalte. Es ist schon nach Hilfe geschickt. Man wird ja Ihre Tochter mit ihrem Bräutigam gleich herausziehen.“

„Nein, nein, lassen Sie mich nur herunter. Ich kann doch die beiden unmöglich dort unten so lange allein lassen!“ —

— Der verlannte Warnungspfeiff. Vater: „Mach Dir nig drauß, Seppel, das ist bald g'heilt.“

Seppel: „Am meisten gift's mi, daß die Ludermaschine a no piffen hat, wia s' ma die Behen ab'fah'n hat.“ —

(„Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Ernst von Wildenbruch hat eine vieraktige Komödie „Der unsterbliche Felix“ vollendet. Das Stück wird noch in diesem Winter an einer Berliner Bühne aufgeführt werden. —

— Victor Holländers neue Operette „Der Sonnenvogel“, Text von Rudolf Schanzer, erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Operntheater zu St. Petersburg einen schönen Erfolg. —

— Die Wettbewerbe um die großen Staatspreise auf das Jahr 1904 für Maler und Architekten sind von der Kunstakademie ausgeschrieben. Alles Nähere durch die „Nachrichten für die Gewinner des großen Staatspreises“ (zu erfragen im Bureau der Kunstakademie). —

Büchereinauf.

— Felix Freiherr v. Stenglin: „Der Synodale“. Erzählung. Dresden und Leipzig. Heinrich Kündel. Pr. 2 M. —

— Björnsterne Björnson: „Auf Gottes Wegen“. Roman. München. Albert Langen. —

— Paul Grabein: „In der Philister Land“. Roman. Berlin. Richard Bong. Pr. 2 M. —

— Josef Nieder: „Zwei Pfarrer und andre Bilder aus dem Erwerbsleben“. Genf, Henri Roberts Verlag und Leipzig. G. Sebler. Pr. 1 M. —

— Ludwig Thoma: „Die bösen Duben“. Mit Zeichnungen von Thomas Theodor Heine. München. Albert Langen. —